

Anne Peiter, Universität La Réunion

*Es bleibt alles beim Alten. „Fachsprachliche“ Ausdrücke und „hamitische Theorien“ von der deutsch-ruandischen Kolonialgeschichte über den Tutsizid bis in die Gegenwart*

Die anthropologisch-historische Forschung des ausgehenden 19. Jahrhunderts hat im Zuge der erobernden „Entdeckung“ des kleinen, zentralafrikanischen Ruanda ethnische Kategorien zur Anwendung gebracht, die als „hamitische Theorien“ bekannt geworden sind, jedoch im Vorfeld eine lange Geschichte von biblischen Exegese-Versuchen zur Figur Noahs zu verzeichnen hatten. Die Grundidee besagte, die „Ethnie“ der „Tutsi“ habe, anders als die „Twa“, nicht zur „Urbevölkerung“ des Landes gehört, sondern sei als Gruppe von „weißen Negern“ (eben den „Nachfahren Noahs“) in komplexen Wanderungsbewegungen aus Abyssinien oder Ägypten eingewandert, wo sie sich mit Hilfe ihrer „überlegenen Intelligenz“, „körperliche Größe“ und „angeborenen Herrschaftsattitude“ sofort die Twa und die Hutu – also die bäuerliche Mehrheit – unterjocht habe. Die Tutsi wurden regelmäßig als „aristokratische“ Hirten von Rinderherden identifiziert und die ethnischen Zuschreibungen in ein System der Herrschaftsverteilung eingespeist, die unter den deutschen Kolonisatoren auf eine anfängliche Privilegierung der Tutsi gegenüber den anderen Bevölkerungsgruppen hinauslief.

Dieses „Hamitische“, das für die ideologische Grundlegung des Genozids, zu dem es rund hundert Jahre später kam, von größter Bedeutung ist, ist nun, wie fachsprachlich erwiesen werden soll, keineswegs komplett aus der heutigen Beschäftigung mit Ruanda verbannt worden. Im Gegenteil zeugte die journalistische Berichterstattung, wie sie in Deutschland die Katastrophe des Jahres 1994 begleitete, vom Fortwirken und der Langlebigkeit des ethnischen Denkens, das durch keinerlei historische Forschung hatte plausibel gemacht werden können. Obwohl sich die ruandische Gesellschaft aufgrund der Einheitlichkeit von Sprache, Religion und kulturellen Bräuchen als mustergültiges Beispiel für eine gemeinsame Geschichte und die Abwesenheit von großen Wanderungsbewegungen erwiesen hatte, wurde die „Fremdheit“ der Tutsi in die Mentalitäten des Landes eingeführt, was dort, in Verbindung mit der durch die Belgier eingeführte Verpflichtung, die ethnische Zugehörigkeit auch in den Pässen eintragen zu lassen, zur organisatorischen Grundlage aller späteren Segregation und schließlich Morde wurde.

In meinem Beitrag möchte ich zeigen, wie sich das vermeintlich „Fachsprachliche“ der einstigen Anthropologen bis in die Gegenwart hinein hat halten können und wie bis heute (z. B. auf der Internetseite der kongolesischen Botschaft Deutschland) Begriffe wie „hamitisch“ oder „nilolitisch“ in der Selbst- wie Fremddarstellung zirkulieren.

Dass dies dann auch über das eigentlich „Fach“ hinaus Wirkungen hat, soll des Weiteren am Beispiel von Publikationen gezeigt werden, die sich in Deutschland – zu Unrecht – größter Zustimmung erfreuen. Da ist z. B. der Romanautor und vermeintliche „Afrika-Experte“ Hans Christoph Buch, der nach dem Genozid den Bundespräsidenten Horst Köhler bei seinen Afrika-Reisen begleiten durfte und auf diese Weise Gelegenheit bekam, die immer gleichen, vermeintlich „fachsprachlichen“ Begriffe unter die Leute zu streuen. Sein Roman „Kain und Abel in Afrika“ ist aber in Wirklichkeit ein schockierendes Beispiel für die These vom „doppelten Genozid“, die im Zentrum des Negationismus der Hutu-Täter:innen steht. Sie wird von Buch einfach übernommen. Es wird dabei die Sprache aus dem kolonialen Zeitalter für eine Apologie des „Gleichgewichts“ der Gewalt verschiedener Akteure genutzt, ohne dass auch nur in Ansätzen die Problematik bewusst würde, die in der kritiklosen Übernahme sprachlicher Versatzstücke aus den Publikationen Richard Kandts, des ersten deutschen „Residenten“ in Ruanda, besteht.

Mein Beitrag wird zwischen der Kolonialzeit und der Gegenwart hin- und herspringen, Kolonialliteratur und gegenwärtige Romane zusammenführen, um zu zeigen, dass mitunter in „Fachsprachen“ Kontinuitäten existieren, die letztlich nichts anderes sind als ein Zeichen von Ignoranz und fehlender Öffnung für neue, realitätshaltige Forschungsprojekte. Kurz: Zu fragen wird sein, wie sich ideologische Beharrungskräfte erklären lassen und welche politisch schwerwiegenden Konsequenzen sich im Moment des Genozids und in seiner Nachgeschichte daraus in Deutschland ergeben haben.